

Energieia und Ergon

Sprachliche Variation – Sprachgeschichte – Sprachtypologie

Studia in honorem Eugenio Coseriu

herausgegeben von
Jörn Albrecht, Jens Lüdtke und Harald Thun

Alleg
Y
Cos 3

4190/PP



Tübinger Beiträge zur Linguistik · Band 300

Energieia und Ergon

Sprachliche Variation – Sprachgeschichte – Sprachtypologie

Band I

Schriften von Eugenio Coseriu
(1965–1987)

eingeleitet und herausgegeben von
Jörn Albrecht

Alleg
Y
Cos 3

gnv Gunter Narr Verlag Tübingen

Universität Tübingen
NEUPHIL. FAKULTÄT
BIBLIOTHEK

der Sprache als solches feststellen. Drittens – und dies ist auch in praktischer Hinsicht wichtig – kann gerade auch die Richtigkeit der Beschreibung in der Geschichte eine nicht zu verkennende Bestätigung finden, zumal sich das eigentliche Sein einer Sprache stets in ihrem Werden kundtut: Die Synchronie (das Funktionieren) des Systems wird durch die Diachronie der Norm bestätigt und die Synchronie des Sprachtypus durch die Diachronie des Systems. Um synchronischen Interpretationen Sicherheit zu verleihen, um genau herauszufinden, wie eine Sprache funktionell strukturiert ist, müßte man demnach feststellen, was in dieser Sprache geschieht.

6.2. Trotzdem glaube ich nicht, daß wir zu einem neuen Gegensatz zwischen Geschichte und Beschreibung – und diesmal mit entgegengesetzter Begründung – kommen sollen. Denn einerseits kann auch die Beschreibung dynamisch sein. Sie ist es schon implicite, soweit sie eine Einzelsprache nicht als Gefüge von "Sachen", sondern als Gefüge von Verfahrensweisen erfaßt. Und sie kann es auch ausdrücklich sein, wenn sie sich bemüht, die jeweiligen "offenen Wege", das virtuell Schöpferische in einem Sprachsystem festzustellen. Und andererseits ist die innere Geschichte einer Sprache in unserem Sinne eben auch "Beschreibung": Beschreibung nämlich des Seins dieser Sprache so, wie es sich in ihrem Werden manifestiert.

7. Es bleibt mir nur noch, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß diese Gedanken eines Linguisten auch für Vertreter anderer Kulturwissenschaften als Anregung wirken mögen. Man könnte sich z.B. fragen, ob in anderen Bereichen der Kultur ähnlich strukturierte Techniken, etwa mit der Sprachnorm, dem Sprachsystem und dem Sprachtypus analogen Ebenen bestehen. Ich selbst bin der Überzeugung, daß man ähnliches zumindest für gewisse Bereiche im voraus postulieren darf. So z.B. für die improvisierende Volksdichtung, für die Volkskunst und für die "commedia dell'arte".

2. Transformationsgrammatik und historische Grammatik

1.0. In gewisser Hinsicht ist die Zeit noch nicht reif für eine Diskussion über das Thema "Transformationsgrammatik und historische Grammatik" im Rahmen eines internationalen Linguistenkongresses, an dem überwiegend Sprachhistoriker teilnehmen. Dies hat zwei Gründe. Einerseits ist die Transformationelle Grammatik, was ihre Anwendung auf die Sprachgeschichte angeht, noch in der Entwicklung begriffen, und zwar in einer äußerst stürmischen und vielgestaltigen Entwicklung, so daß man sehr oft, vor allem da, wo es um bestimmte Fragen geht, Gefahr läuft, etwas als aktuell oder allgemein anerkannt zu betrachten, was in Wirklichkeit bereits überholt oder nur die Meinung eines Einzelnen ist¹. Andererseits haben die Vertreter der generativen Grammatik zwar zum gegenwärtigen Zeitpunkt eine Konzeption der historischen Grammatik, zumindest in wesentlichen Zügen, eine Auffassung, die als solche zur Kenntnis genommen und beschrieben werden kann, und die von einem abstrakten epistemologischen Gesichtspunkt aus sogar sehr interessant ist; es gibt jedoch bis heute u.E. keine spezifisch transformationellen Beiträge zum Fortschritt der historischen Grammatik und auch keine Beiträge zu ihrer tatsächlichen Erneuerung.

Aus diesem Grunde können die Ergebnisse meiner Diskussion für Fachleute auf dem Gebiet der Sprachgeschichte, die sich davon vielleicht konkrete Hinweise für ihre Forschungsarbeit erhoffen, ziemlich enttäuschend sein. Um die Gefahr, die all das in sich birgt, so weit wie möglich auszuschalten, werde ich mich bemühen, mich auf die ganz allgemeinen Thesen² zu beschränken und den Sinn einer Anwendung der transformationellen Technik auf die historische Grammatik zu verdeutlichen; dabei werde ich gleichzeitig darlegen, wie die Möglichkeiten und die von der Theorie selbst vorgegebenen Grenzen dieser Anwendung m.E. aussehen.

1 R.D. KING stellt sein Buch *Historical Linguistics* auf Seite v folgendermaßen vor: "This is not a theory of historical linguistics – we do not have one – but an effort to suggest profitable ways of thinking about historical linguistics and to treat subjects on which generative grammar has had an impact." (Wir interpretieren das in dem Sinne, daß der Transformationalismus über keine Theorie der historischen Sprachwissenschaft verfügt, und nicht in dem Sinn, daß auch außerhalb des Transformationalismus keine solche Theorie existiert.) Weiter heißt es dort: "Much of what I say about historical linguistics is tentative and doubtless will prove with time to be incomplete, perhaps wrong."

2 Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Strömungen des Transformationalismus sowie die Unterschiede zwischen den einzelnen Transformationalisten sind zwar sehr zahlreich und nicht unerheblich, in den meisten Fällen jedoch – mit Ausnahme der Frage, ob die "Tiefenstruktur" syntaktischen oder "semantischen" Status habe – rühren sie nicht an die ganz allgemeinen Prinzipien.

1.1. Im Hinblick auf die Einschätzung dieser Möglichkeiten kann man in der transformationalistischen Literatur drei verschiedene Positionen unterscheiden:

a) Der ersten Position zufolge *kann* die Transformationelle Grammatik mit ihren Mitteln an den Sprachwandel und die Probleme der historischen Grammatik herangehen, wobei dies nicht ausschließt, daß dieselben Fragen auch auf andere Weise angegangen werden können.

b) Der zweiten Position zufolge wäre die transformationelle Technik die einzige, die sich mit diesen Fragen angemessen auseinandersetzen könnte.

c) Der dritten Position zufolge wäre die Transformationelle Grammatik nicht nur die aus technischen Gründen einzig angemessene für das Gebiet der historischen Grammatik, sondern auch die einzige, die der "Wirklichkeit" der sprachlichen Tatsachen entspräche. Insbesondere der Sprachwandel wäre eine Bestätigung der psychologischen Realität des transformationellen Analyse- und Beschreibungsmodells.

Die erste Position wird wiederholt von R.D. King vertreten, der sonst allerdings eher zur zweiten Position neigt. Diese zweite Position macht sich z.B. P. Postal in seinen polemischen Angriffen auf die Junggrammatiker und die Bloomfieldschule zu eigen. Die dritte Position wird ausdrücklich von P. Kiparsky vertreten.

Ich selbst stimme mit Position a) überein: Ich glaube, daß die transformationelle Grammatik – genau wie jede andere Form der Sprachwissenschaft auch – die Probleme der historischen Grammatik mit den ihr eigenen Instrumenten angehen *kann*, was zunächst einmal keinerlei Werturteil miteinschließt. Dagegen lehne ich die Positionen b) und c) als unbegründet ab.

1.2. Das Hauptproblem der historischen Grammatik stellt immer noch der Sprachwandel dar. Wenn man einmal diejenigen Aspekte des Sprachwandels beiseite läßt, welche die Transformationelle Grammatik als solche – d.h. ohne daß sie ihr eigentliches Gebiet verlassen würde – gar nicht in Betracht ziehen kann (vgl. 3.1.), so hat diese Grammatik bis heute nicht auf zugleich *spezifische* und *annehmbare* Art und Weise zum Verständnis dieses Problems beigetragen, d.h. zum Verständnis des Wesens, der Motivation und des "Mechanismus" des Wandels. Es gibt nämlich in der transformationellen Theorie des Sprachwandels auf der einen Seite *spezifische* und *nicht spezifische*, und auf der anderen Seite *annehmbare* und *nicht annehmbare* Ansätze. Nun stellt man aber fest, daß nicht alle annehmbaren Ansätze dieser Theorie zugleich auch spezifisch für sie sind, während wiederum die Aspekte, die für sie spezifisch sind, im Hinblick auf eine adäquate Auffassung der Sprache entweder sinnleer (tautologisch) oder einfach falsch sind; darüber hinaus gibt es diesbezüglich in der Transformationellen Grammatik auch noch Aspekte, die sowohl unspezifisch als auch unannehmbar sind. Dies möchte ich im folgenden aufzeigen.

1.3. Um Mißverständnisse zu vermeiden, erkläre ich von vornherein, daß ich in meiner Diskussion nicht auf die Fehler eingehen werde, die einzelne Sprachwissenschaftler hinsichtlich der Fakten und deren Darstellung machen, Fehler, wie sie in der transformationellen Literatur bekanntlich sehr häufig vorkommen. Leider wimmelt es dort geradezu von falschen Formen und nicht-existierenden Konstruktionen. Diese Fehler gehören zwar in gewisser Hinsicht zum "Stil" des Transformationalismus, wo Improvisationen gang und gäbe sind, aber der Theorie als solcher sind sie eigentlich nicht anzulasten. Im äußersten

Fall könnte die Theorie sogar dann noch richtig sein, wenn alle Beispiele, die sie untermauern sollen, falsch wären. Wenn ich in meiner Darlegung also bestimmte individuelle Fehler anführe, so geschieht das nur in dem Maße, in dem ich gerade diese Fehler als durch die Theorie und die ihr entsprechende Methode bedingt betrachte. Ich werde auch nicht auf die Überheblichkeit der Transformationalisten gegenüber anderen Auffassungen und Methoden eingehen, die leider immer wieder in der transformationellen Literatur zum Ausdruck kommt und größtenteils auf mangelndes Wissen zurückzuführen ist, wie es für die Mehrzahl der Transformationalisten³ und besonders für die jüngeren Anhänger⁴ dieser Schule so charakteristisch ist.

2.0.1. Jede Kritik an einer Theorie gründet sich, wenn sie den Namen Kritik verdient, ihrerseits wieder auf eine Theorie, d.h. auf eine wohldurchdachte und gerechtfertigte Auffassung in bezug auf bestimmte Fakten. Meine Kritik an der transformationellen Grammatik als historischer Grammatik gründet auf der Theorie des Sprachwandels, die ich schon 1957 in meinem Buch *Sincronia, diacronia e historia* (= COSERIU: 1958/³78) entwickelt habe und die ich hier nur kurz skizzieren werde.

2.0.2. Das Problem des Sprachwandels stellt sich m.E. in dreifacher Hinsicht, denn es ist stets ein anderes, je nachdem, ob man es auf der universellen (oder der eigentlich "theoretischen") Ebene, auf der allgemeinen Ebene oder auf der historischen Ebene ansiedelt.

2.1. Auf der universellen Ebene stellt sich das Problem des Sprachwandels als Problem der Veränderlichkeit der Sprachen, d.h. als Problem der Rationalität des Wandels, seiner Natur und seiner universellen Modalitäten. Auf dieser Ebene müssen wir von der Tatsache ausgehen, daß Sprache im wesentlichen *ἐνέργεια* ist, d.h. eine freie und schöpferische Tätigkeit, daß sie aber andererseits historisch in Form von Einzelsprachen auftritt. Die Einzelsprachen sind historische (tradierte) Techniken, mittels derer die Tätigkeit des Sprechens realisiert wird. In dieser Tätigkeit werden die Sprachen als Traditionen bewahrt, und gleichzeitig werden sie durch eben diese Tätigkeit, nämlich in dem Maße, wie sie schöpferisch ist, hervorgebracht. Das heißt, daß jede sprachliche Schöpfung historisch

3 Man vergleiche nur einmal die groben Mängel auf dem Gebiet der Geschichte der Sprachwissenschaft und die peinliche Naivität von Th. VENNEMANN und T.H. WILBUR (1972) mit der reichen Informationsfülle und dem ausgewogenen Urteil bei einer jungen Linguistin wie G. SCHNEIDER (1973). Darüber hinaus ist es geradezu symptomatisch, daß die transformationalistische Theorie des Sprachwandels fast immer nur der Theorie der Junggrammatiker entgegengestellt wird, als hätte es nach den Junggrammatikern keine anderen Theorien über den Wandel mehr gegeben.

4 So betrachte ich es lediglich als eine völlig belanglose Unterstellung, wenn P. KIPARSKY (1968: 184) behauptet, seines Wissens ("to my knowledge") habe man bis heute keine stichhaltigen Beispiele für die "Tendenz" der phonologischen Systeme zur Symmetrie gegeben. Gleichgültig, wie man nun den Begriff "Tendenz" interpretieren mag, die Beispiele zu diesem Punkt sind wahrhaftig so zahlreich und so bekannt, daß man auf derartige Behauptungen gar nicht einzugehen braucht. Man hat nur das "to my knowledge" des Autors wörtlich zu nehmen, d.h. dahingehend zu verstehen, daß Kiparsky, im Gegensatz zu den meisten Linguisten und sogar Studenten, diese Beispiele nicht kennt.

gesehen Schöpfung *in einer Sprache* ist, daß sie aber gleichzeitig über die als historisches Produkt bereits gegebene Sprache hinausgeht⁵.

So gesehen ist der "Sprachwandel" nur die historische Objektivierung der Sprachschöpfung, der Vorgang, durch den die Sprache jedesmal neu "geschaffen wird", d.h. durch den sie in Erscheinung tritt und sich als Tradition niederschlägt⁶. Folglich hat der Sprachwandel keine "Ursachen" im Sinne einer *causa efficiens* (die einzige *causa efficiens* ist dabei die schöpferische Freiheit der Sprache), aber er hat mit Sicherheit "Zwecke", zweckbestimmte Motivationen, und er wird von historisch gegebenen Faktoren beeinflusst. Daraus ergibt sich andererseits, daß das wahre Problem des Wandels nicht etwa das Warum und die Modalitäten der Neuerungen betrifft, sondern vielmehr das Warum und die Modalitäten der Konstituierung von sprachlichen Traditionen. In dieser Hinsicht muß man nun unterscheiden zwischen *Neuerung* in der "Rede" und *Wandel* in der Sprache, in der historischen Technik. Die Grundform des Wandels ist die *Übernahme* einer Neuerung in die Sprachtechnik eines einzelnen Sprechers⁷. Die Neuerung als psycho-physisches Faktum kann unbeabsichtigt sein, und sie kann bestimmte Ursachen haben: Sie kann auf die psychophysischen Umstände der Rede zurückzuführen sein. Dagegen ist die Übernahme ein ausschließlich geistiges Faktum, das sich in der Sprache als Technik niederschlägt, d.h. im "Sprechenkönnen", in einem System von sprachlichen Verfahren⁸; folglich ist sie auch immer beabsichtigt (intentional⁹) und kann keine "Ursachen" haben, sondern nur zweckbestimmte Motivationen (funktionelle, kulturelle, soziale, ästhetische¹⁰).

5 Das ist nur möglich, wenn die Sprachtechnik eine offene Technik ist, d.h. eine Technik, die ihre eigene Überwindung erlaubt. Diese wichtigen Aspekte können hier jedoch nicht behandelt werden (vgl. COSERIU: 1958/378).

6 Der Aspekt der "Tradition" ist in der Sprache so vorherrschend, daß man gewöhnlich das historische Produkt als primär und den Wandel als sekundär betrachtet. In der Sprachwissenschaft findet dies seinen Niederschlag in einer statischen Auffassung der Sprache, einer Auffassung, die das Produkt als "natürliche" Tatsache darstellt. Rational betrachtet liegt jedoch auf der Hand, daß nicht die fertig konstituierte Sprache primär ist, sondern gerade ihre Konstituierung, d.h. genau das, was man den "Sprachwandel" nennt.

7 Es ist jedoch zu beachten, daß man nicht nur Neuerungen übernimmt, sondern auch traditionelle Elemente der Sprache, die man bis dahin nicht kannte, und selbst wenn es sich um eine echte Neuerung handelt, heißt das noch nicht, daß sie der Sprecher, der sie übernimmt, auch als solche erkennt. In dieser Hinsicht fallen also Sprachwandel und Spracherwerb (im weiteren Sinn auch das Erlernen einer Fremdsprache) zusammen. Erst in historischer Perspektive treten Sprachwandel und das Erlernen von Sprachen als verschiedene Phänomene auf.

8 So gesehen gibt es keinen Unterschied zwischen der Übernahme einer "hausgemachten" Neuerung und der Entlehnung aus einer anderen Sprache, denn auch eine Entlehnung muß sich in das System der Verfahren eingliedern, von dem sie aufgenommen wird.

9 Die sprachliche Technik ist intuitiv, d.h. unreflektiert, aber das bedeutet nicht, daß sie "unbewußt" ist; als "Sprechenkönnen" gehört sie zu denjenigen Formen der Erkenntnis, die Leibniz *cognitio confusa* und *cognitio distincta inadaequata* nannte: ein "Können", das in einer Tätigkeit zum Ausdruck kommt. Das gilt auch für die Übernahmen, die ja eine Sprachtechnik verändern. Natürlich ist Sprache Intuition, aber sie ist keineswegs "unbewußt". Die Intuition ist eine Form der Erkenntnis, und von einer "unbewußten Intuition" zu sprechen stellt folglich eine *contradictio in adiecto* dar.

10 Ich wende in diesem Zusammenhang den Ausdruck "funktionell" auf all das an, was zu den inneren Funktionen der Sprache gehört. Im weiteren Sinn sind jedoch die kulturellen, sozialen und ästhetischen Bestimmungen ebenfalls funktionell.

Aus diesem Grund kann die Übernahme auch nie "schrittweise und unmerklich" stattfinden: Sie geschieht immer plötzlich. Hierin unterscheidet sich der Lautwandel nicht vom grammatischen Wandel, und die nicht-distinktiven ("phonetischen") Lautveränderungen unterscheiden sich nicht von den distinktiven ("phonematischen") Veränderungen. Außerdem ist jeder Wandel, der nicht nur eine einzelne Form, sondern ein systematisches Verfahren betrifft, seinem Wesen nach "regelmäßig", d.h. er wird "verallgemeinert". Was die Regelmäßigkeit angeht, so kann sie zwar Unterschiede in der strukturellen Ebene oder quantitative Unterschiede einschließen (so kann ein Wandel z.B. das funktionelle System oder die Norm der Realisierung betreffen, ferner kann er entweder nur *eine* Einheit oder ganze *Reihen* von Einheiten des grammatischen Systems betreffen, und schließlich kann er eine Einheit bzw. Reihen von Einheiten in einem *beliebigen* Kontext oder in einem *bestimmten* Kontext betreffen usw.), aber es kann keine qualitativen Unterschiede geben. Hier muß man nun unterscheiden zwischen *intensiver Allgemeinheit* oder *Regelmäßigkeit* (Allgemeinheit in der Sprachtechnik, in einem System von Verfahren) und *extensiver Allgemeinheit* oder einfach *Allgemeinheit* (Allgemeinheit in einer Sprachgemeinschaft). Der Sprachwandel ist seinem Wesen nach im intensiven Sinn "allgemein" ("regelmäßig"), aber nicht im extensiven Sinn: Im extensiven Sinn tritt er immer in Form von *Verallgemeinerung* oder *Ausbreitung* auf, d.h. als eine Reihe aufeinanderfolgender Übernahmen¹¹.

Der Übernahme schließlich kann sich im Sprechen jedes einzelnen ein langer Prozeß der *Selektion* zwischen dem alten, abgelösten und dem neuen Verfahren anschließen, das an seine Stelle tritt (wobei das eine wie das andere natürlich auch einmal Null sein kann). In diesem Prozeß kann die "Regelmäßigkeit" in Einzelfällen oder in ganzen Reihen von Fällen besonders aus funktionellen Gründen aufgehoben werden: So erklären sich die "Ausnahmen", z.B. die Ausnahmen bei den "Lautgesetzen"¹²). Der traditionelle Grundsatz, demzufolge die Gesetzmäßigkeit als primär und die Ausnahmen als sekundär anzusehen sind (z.B. im Falle der "Lautgesetze"), besteht also völlig zu Recht. Die Regelmäßigkeit gehört ja gerade zu dem Vorgang, durch den ein neues Faktum der Sprache geschaffen wird, und innerhalb dieses Vorgangs ist ein Verfahren aus dem einfachen Grund "regelmäßig", weil es neu und ohne Vorbild ist: Es stellt ein Modell für Klassen von zukünftigen Realisierungen dar. So verkörpert z.B. im Fall des Lautwandels das "Lautgesetz" nicht den Abschluß der Änderung, sondern deren Beginn.

2.2. Auf der "allgemeinen" Ebene besteht das Problem des Lautwandels in seiner "Konditionierung", d.h. es handelt sich um das empirische Problem der Feststellung von wesensmäßig zur Sprache gehörigen und von eher äußerlichen Bedingungen, unter denen die sprachliche Freiheit "im allgemeinen" oder "normalerweise" die Sprache verändert: Es handelt sich um ein Problem verallgemeinerter Geschichte, und die Ergebnisse der

11 Das schließt natürlich nicht aus, daß dieselben Änderungen zur selben Zeit von verschiedenen Stellen der Sprachgemeinschaft ausgehen.

12 Diese Unterscheidungen sind auch in bezug auf die Nicht-Gradualität des Sprachwandels wichtig. Der Eindruck der Gradualität beruht zum einen auf der Verwechslung von Phänomenen der Sprache mit Phänomenen des Sprechens (speziell mit Fragen der Häufigkeit), zum anderen aber auch auf der Verwechslung von intensiven Fakten mit extensiven Fakten: von der *Übernahme* in das Sprachsystem mit der *Ausbreitung* in der Gemeinschaft (letztere ist tatsächlich graduell).

Erforschung dieses Problems werden ihrerseits den Rahmen für die Untersuchung neuer historischer Probleme abgeben.

2.3. Auf historischer Ebene stellt sich das Problem des Wandels als Problem der inneren und äußeren Rechtfertigung und der Beschreibung dieses oder jenes bestimmten Wandels in einer bestimmten Sprache (worin auch die Untersuchung der Aspekte "Ausbreitung" und "Selektion" enthalten sind). Die Erforschung aller besonderer Veränderungen einer Sprache stellt die historische Grammatik dieser Sprache dar, ihre "innere Geschichte".

3. Welche Mittel hält nun die Transformationelle Grammatik zur Lösung dieser Probleme des Wandels bereit?

3.1. Zunächst einmal wären da all die Gesichtspunkte auszuschließen, die von der transformationellen Grammatik als solcher gar nicht berücksichtigt werden können, nämlich das Problem der Ausbreitung, das Problem der Selektion (denn es gibt keine Theorie der Performanz), das Problem der äußeren Konditionierung (denn die generative Theorie betrifft die Sprache, und zwar die Sprache als einheitliches System). Die generative Grammatik beschränkt sich auf die allgemeine Theorie des Wandels und auf seine Interpretation in transformationellen Begriffen, auf die Typologie des Wandels.

3.2. Ich betrachte das nicht als Unzulänglichkeit, ich trage lediglich der Tatsache Rechnung, daß uns jede Theorie das gibt, was sie uns von ihrem Blickwinkel aus und in Übereinstimmung mit ihrem Gegenstand geben kann.

4.1.1. Welches sind nun die annehmbaren Aspekte der transformationellen Theorie? Dank der Unterscheidung zwischen Kompetenz und Performanz und dank der Auffassung der Sprache als Regelsystem ist die Transformationelle Grammatik in der Lage, den allgemeinen Mechanismus des Wandels richtig zu verstehen. So wurde richtig erkannt, daß der Wandel in der Sprache abläuft, also in einem gedanklichen System, und daß er regelmäßig ist: Die Regelmäßigkeit hat u.a. P. Postal sehr gut interpretiert. Die Nicht-Gradualität wurde bestätigt und der Unterschied zwischen Übernahme (als "Wandel" bezeichnet) und der Ausbreitung festgehalten: Man konstatierte, daß der Wandel ohne Ausbreitung in der Sprachgemeinschaft keine extensive Allgemeinheit hat.

4.1.2. Nun sind diese Aspekte zwar alle annehmbar, aber sie sind nicht gerade neu. Die Unterscheidung zwischen Neuerungen und Wandel ist bereits seit Saussure und Charles Bally bekannt, ich selbst habe ausführlich dazu Stellung genommen; und auch H. Paul sieht in der Übernahme das primäre Moment des Wandels. Die Regelmäßigkeit wurde, etwa im Bereich der Laute, von Grammont und Vendryes erkannt. Die Nicht-Gradualität wurde von Sommerfelt, Jakobson, De Groot, Laziczius, Hoenigswald und Martinet in bezug auf den phonologischen Wandel bestätigt. Ich selbst habe diese Frage im Bereich des phonetischen Wandels untersucht. Den Unterschied zwischen Übernahme und Ausbreitung kennt man seit Schmidt, Schuchardt und Gilliéron: Er stellt sogar einen charakteristischen Zug der italienischen und der modernen spanischen Sprachwissenschaft dar, der jedoch außerhalb dieser Länder nicht zur Kenntnis genommen wird.

4.2.1. Ich möchte nun auf diejenigen Aspekte der transformationalistischen Theorie des Sprachwandels eingehen, die weder spezifisch noch annehmbar sind. Zunächst einmal begründet die generative Grammatik den Wandel nicht mit der Kreativität, obwohl sie in anderer Hinsicht sich durchaus zur Kreativität bekennt, nämlich was die Kreativität beim Bilden von Sätzen betrifft (dabei handelt es sich m.E. nicht um Kreativität, sondern lediglich um die Anwendung einer bereits bestehenden Technik). Zum anderen schreibt sie den Erwachsenen in erster Linie das Hinzufügen von ziemlich unwichtigen Regeln zu, den Kindern dagegen vor allem die Vereinfachung der Sprachen. Es wird behauptet, und Postal bekräftigt es, daß die Sprachen zur Vereinfachung hin tendieren. Dabei muß es sich allerdings um eine Vereinfachung handeln, die hin und wieder auch ins Gegenteil umschlägt, denn in der Geschichte der Sprachen findet man neben der Vereinfachung auch die Komplizierung. So ist z.B. das heutige Polnisch sehr viel komplizierter als das Gemein-slawisch, im Rumänischen gibt es einige Aspekte, die komplizierter sind als im Lateinischen, und im lautlichen Bereich ist die Mehrzahl der romanischen Sprachen sehr viel komplizierter gestaltet als das Lateinische.

4.2.2. Wenn wir von diesem Problem einmal absehen, so geht es hier letztlich um die These von A. Meillet, der bekanntlich den Sprachwandel in erster Linie Kindern zuschrieb. Die Anwendung dieser These in der generativen Grammatik ist allerdings widersprüchlich. Für Meillet war die These biologisch motiviert, und er vertrat die "Allgemeinheit", die ja eigentlich von der generativen Grammatik nicht anerkannt wird. Darüber hinaus ist die These falsch: Labov hat gezeigt, daß sprachliche Generationsunterschiede nur innerhalb der Familie vorkommen, aber nicht innerhalb der Gemeinschaft. Bei denselben Autoren findet man dann an anderen Stellen, daß Kinder genau die Sprache der Erwachsenen lernen. Und es scheint auch so, als gäbe man die These in der generativen Grammatik insgesamt auf. So stellt Kiparsky fest, daß man Kindern eigentlich nur sehr wenige Fakten des Sprachwandels zuschreiben kann.

5. Ich kann hier leider nicht auf alles eingehen. Ich werde mich auf die grundlegenden Probleme des Lautwandels und auf methodische Probleme beschränken.

6. Wir alle kennen die These von Postal bezüglich des Lautwandels. Er sagt, es gäbe drei Arten, das Problem des Lautwandels zu stellen:

- a) jeder lautliche Wandel vollzieht sich in einem ebenfalls lautlichen Kontext
- b) manche Veränderungen vollziehen sich in grammatischen Kontexten
- c) alle Veränderungen vollziehen sich in einem grammatischen Kontext (vgl. POSTAL: 1968).

Postal vertritt die zweite These. Die dritte wird angeblich von niemandem vertreten, die erste soll diejenige der traditionellen Sprachwissenschaft sein. Wenn nun diese zweite These bedeutet, daß es Veränderungen in grammatischen Kontexten gibt, dann wird Postals Argument "witzlos", denn darüber sind sich schließlich alle einig. Wenn man aber den grammatischen Kontext als Ebene der "systematischen Phonematik" versteht, dann sieht die Sache ganz anders aus: Dann geht es um die Nicht-Autonomie des phonologischen Systems.

6.2.1. KIPARSKY (1968) erläutert uns, wie man die Autonomie des phonologischen Systems zu rechtfertigen habe. Man müßte

a) aufzeigen, daß alle "autonomen" Phoneme sich wandeln und nur diejenigen Phoneme sich nicht wandeln, welche diesen Status nicht haben (man führt hierzu stets das Beispiel der russischen Affrikaten *dž*, *dz* an, bei denen es sich um Varianten handelt, die in der russischen Sprache durch Assimilation bedingt sind), und

b) man müßte zeigen, daß eine "Tendenz" der phonologischen Systeme zur Symmetrie besteht, was laut Kiparsky bis heute noch nicht geschehen ist.

6.2.2. Dies ist aber sehr wohl gezeigt worden, und was das russische Beispiel und andere Beispiele dieser Art angeht, so sind sie schlicht sophistisch: in der funktionellen Phonologie sind *dž* und *dz* keine einfachen Varianten, sondern virtuelle Phoneme.

6.2.3. Die Autonomie der Phonologie wurde in der Synchronie in bezug auf die distinktive Funktion bewiesen, weil sich verschiedene Formen nun einmal durch die sogenannten autonomen Phoneme unterscheiden und nicht durch die in der Tiefenstruktur liegenden Phoneme.

6.2.4. Und in der Diachronie zeigt sich die Autonomie darin, daß es Veränderungen gibt, die auf drei Ebenen auftreten:

- auf der Ebene der Varianten (so wird z.B. das lateinische *t* auf dem Wege über den Status einer Variante zum italienischen [ts]);
- auf der Ebene der sogenannten autonomen Phoneme (so bei allen sogenannten nicht-bedingten Veränderungen, wie z.B. im Spanischen \check{z} , $\check{s} > \check{s} > \chi$);
- auf der Ebene der grammatischen Veränderungen.

In der Diachronie zeigt sich die Autonomie auch dadurch, daß die phonologischen Varianten zu morphonematischen (oder "systematischen" im Sprachgebrauch der TG) Varianten werden.

6.3.1. Im Gegensatz dazu ist die "systematische" Phonematik inkohärent in bezug auf die Funktionalität, denn ein und dieselben Einheiten können zugleich "systematische" Phoneme und Realisierungen sein. So können *s*, \check{s} systematische Phoneme, aber auch Realisierungen von [k] im Englischen sein, aufgrund der Alternanz oder besser der Alternanzen vom Typ *logic* / *logicity* / *logician*. Die "systematischen" Phoneme werden oft konventionell festgesetzt, so ist z.B. *i* eigentlich nur ein Symbol für die englische Alternanz *ai/i*, wie sie z.B. im Falle von *crime* / *criminal* vorliegt.

Und um zu zeigen, daß der Wandel hier die Ebene der systematischen Phoneme bestätigt, müßte man zeigen, daß sich die Laute je nach ihrem morphonematischen Ursprung unterschiedlich verändern. In Wirklichkeit ist es aber so, daß sich die Laute in jedem freien, nicht bedingten Wandel so ändern, wie die phonologischen Einheiten, zu denen sie gehören. Das spanische [ž] z.B., das aus *g* hervorgeht, verändert sich genau so, wie alle anderen [ž] (z.B. *teología*, *hijo*, *mujer*, *coger*); es schließt sich also den phonematisch homologen Lauten an und bricht alle Bindungen zu seiner morphematischen Umgebung ab. Die angeführten "grammatischen" Veränderungen sind meistens Nicht-Veränderungen, d.h. Aufhebungen einer Regelmäßigkeit, die bis dahin bestanden hatte.

6.3.2. Wir wollen hierzu noch ein zweites Beispiel anführen, und zwar das Beispiel aus dem Mohawk, wo *kw* außer in Ausnahmefällen zu *kew* wird. Diese Ausnahmefälle sollen nun also morphonologisch oder durch die systematische Phonematik motiviert sein. Demnach soll es in bestimmten Fällen ein *p* des Alt-Mohawk geben, das noch immer in der Tiefenstruktur des heutigen Mohawk vorhanden ist. Ich kann kein Mohawk, und erst recht kein Alt-Mohawk, aber bei einer genaueren Betrachtung von Postals Beispielen habe ich festgestellt, daß es stets der Kontext Vokal + *kw* ist, in dem *kw* nicht zu *kew* wird (vgl. POSTAL: 1968).

Schließlich sei noch ein weiteres berühmtes Beispiel herangezogen: Das Lachmannsche Gesetz besagt, daß im Lateinischen zunächst Assimilation stattfand, z.B. im Falle von ACTUS, LECTUS, RECTUS, und anschließend eine Vokallängung, und zwar jeweils vor den ehemals stimmhaften Lauten. Das heißt, man hat FACTUS mit dem kurzen und ĀCTUS (mit "zugrundeliegendem" *g* von *ago*) mit dem langen Vokal. Die Interpretation des Lachmannschen Gesetzes in der transformationellen Grammatik ist jedoch äußerst gekünstelt und enthält zwei grundlegende Sophismen. Zunächst einmal werden zwei verschiedene Begriffe von Sprache benutzt. Wenn man sagt, das Lateinische habe die Assimilation geerbt, so betrachtet man die Sprache als fertiges Gebilde. Wenn man dagegen sagt, man gehe zunächst von einem *g* in der Tiefenstruktur aus, um dann die Vokallängung vor einem stimmhaften Laut vorzunehmen, so betrachtet man die Sprache als etwas ganz anderes, nämlich als Regelsystem, als Sprechenkönnen. In Wirklichkeit hat das Lateinische niemals ACTUS, FACTUS usw. mit *k* geerbt. Diese regelmäßigen Formen sind vielmehr entstanden, weil das Lateinische ein Verfahren geerbt und dieses immer angewendet hat. Im klassischen Latein existierten diese Formen nicht als etwas "Fertiges", es bestand vielmehr ein Verfahren, sie zu *verfertigen*. Außerdem geht man in der transformationellen Grammatik ganz selbstverständlich davon aus, daß bei den Regeln eine feste Reihenfolge eingehalten werden muß, daß man eine Regel nach der anderen anwenden muß. In Wirklichkeit ist das aber lediglich eine Forderung der generativen Grammatik und gar nicht unbedingt nötig: Man kann ohne weiteres zwei Regeln gleichzeitig anwenden, man wendet zugleich die Assimilation von *g* vor *t* und die Vokallängung an. Die traditionelle Interpretation, die in diesem Fall von einer kompensatorischen Längung sprach, nahm ja gerade die gleichzeitige Anwendung zweier Regeln an. Schließlich ist der Mensch auch kein elektronischer Rechner, der immer nur mit einer einzigen Regel operieren kann, oder aber er ist schon ein äußerst hochentwickelter Rechner, der es schafft, mehrere Regeln zugleich anzuwenden.

6.4. Auf die Addition von Regeln möchte ich an anderer Stelle näher eingehen und hier dafür noch ein paar Worte zu den Kriterien und zur Methode sagen.

Wie äußern sich die Transformationalisten denn eigentlich in bezug auf die Kriterien und die Methoden, die sie anwenden? Wie gelangen sie überhaupt zur "zugrundeliegenden" Struktur? Es gibt dazu zwei Kriterien, auf der einen Seite das Kriterium der Einfachheit und auf der anderen Seite das Kriterium der Natürlichkeit oder der Universalität. M. Halle behauptet, wenn man davon ausgeht, daß das Vernerische Gesetz nach dem Grimmschen Gesetz angewendet wird, dann geschehe das aus Gründen der Einfachheit, aber das ist falsch. Es handelt sich hier vielmehr um das schlichte rationale Prinzip, zuerst die allgemeine und anschließend die besondere Regel anzuwenden. Dazu kommt, daß das

Vernersche Gesetz auch auf *s* zutrifft, woraus hervorgeht, daß es Dauerlaute und nicht Verschlußlaute betrifft¹³.

In jedem Fall ist Einfachheit immer eine Sache der Theorie. Innerhalb einer Theorie lassen sich immer noch einfachere Regeln aufstellen, aber es ist nicht gesagt, daß diese Einfachheit auch mit der geschichtlichen Realität übereinstimmt. Es gibt da z.B. die wirklich sehr einfachen Regeln von S. Saporta, die den Unterschied im amerikanischen Spanisch zwischen *conosco* mit *k* und *coso* ohne *k* nach *s* erklären sollen. Er sagt, daß man überall, auch in Südamerika, in diesem Fall $z [\zeta > \theta]$ in der zugrundeliegenden Struktur habe, folglich habe man auch in Südamerika *conozco* als zugrundeliegende Struktur, *coso* dagegen mit *s*. Anschließend soll dann eine zweite Regel das *z* verändern, das zu *s* wird (vgl. SAPORTA: 1965). Eine sehr einfache Erklärung, aber leider vollkommen falsch, denn in Südamerika wird nicht *z* zu *s*, sondern genau umgekehrt, d.h. das frühere *s* wird zu ζ , denn das amerikanische *s* führt das Phonem ζ aus dem Spanischen des 14. Jahrhunderts fort, wie D. Catalán gezeigt hat (vgl. CATALÁN: 1957). Also wie gesagt: eine einfache, aber falsche Erklärung.

Es ließen sich noch weitere Beispiele anführen. Man denke nur z.B. an die Annahme von *sbam*, *sbas*, *sbat* als zugrundeliegende Struktur zur Erklärung des Imperfekts von lat. *esse*, "sein". Demnach hätte man also *sbam* in der zugrundeliegenden Struktur und käme, nach Anwendung einer Reihe von Regeln, schließlich zu ERAM, ERAS, ERAT (vgl. FOLEY: 1965). Das mag nun vielleicht einfach sein, aber wie soll man beweisen, daß dies auch tatsächlich eine gegenstandsadäquate Lösung ist?

Was der generativen Grammatik vor allem fehlt, und ohne das kann man keine historische Forschung betreiben, ist eine Kontrollinstanz. Man kann zwar durchaus mit "zugrundeliegenden Strukturen" operieren, sei es aus Gründen der Einfachheit oder aufgrund des schlecht definierten Kriteriums der Natürlichkeit, aber man kann sich nicht darauf verlassen, daß diese zugrundeliegende Struktur einen wie auch immer gearteten Bezug zur historischen Realität hat.

13 Das "Grimmsche Gesetz" betrifft die sog. "erste" oder "germanische" Lautverschiebung unabhängig vom lautlichen Kontext und den Akzentverhältnissen. Das von dem dänischen Linguisten Karl Verner entdeckte und nach ihm genannte Gesetz trägt zusätzlich der lautlichen Nachbarschaft und den Akzentverhältnissen Rechnung; es handelt sich also um eine 'speziellere' Regel, mit deren Hilfe die 'Ausnahmen' von der allgemeinen Regel erklärt werden können und die natürlich erst aufgestellt werden konnte, als die allgemeine Regel gefunden worden war. Zum besseren Verständnis der kurzen Bemerkung zum Status von *s* im Zusammenhang mit dem Vernerschen Gesetz sei daran erinnert, daß diese Regel in ihrer 'klassischen' Formulierung die stimmlosen Spiranten *f*, *þ*, *h* und *s* – nicht etwa die 'unverschobenen Quellen' der ersten drei, nämlich *p*, *t*, *k* betrifft, die von den Generativisten als "zugrundeliegend" (underlying) betrachtet werden [Anm. des Hrsg.].

3. Vom Primat der Geschichte

I.

1. Die sicherlich sehr wichtige und für die angemessene wissenschaftliche Betrachtung der Sprachen sogar unentbehrliche methodische Unterscheidung von Synchronie und Diachronie wird in der heutigen Linguistik weitgehend, und zwar meist stillschweigend, bisweilen jedoch auch ausdrücklich, als 'reale' Unterscheidung angesehen, das heißt als Unterscheidung, die eine wesentliche Verschiedenheit der sprachlichen Fakten selbst (etwa: 'synchronische' und 'diachronische' Fakten) betreffe. Zugleich wird stillschweigend und bisweilen auch ausdrücklich der Vorrang der synchronischen Sprachbeschreibung gegenüber der Sprachgeschichte angenommen: Die Synchronie entspreche besser (beziehungsweise die Synchronie allein entspreche) dem Wesen der Sprachen. So schreibt, zum Beispiel, L. Hjelmslev: '[die glossematische Hypothese] nie également le droit de considérer un état de langue comme un simple moment passager d'une évolution, transition fuyante et fluctuation incessante' (HJELMSLEV: 1944: VII). Noch viel weiter geht B. MALMBERG (1945)¹: Die Einzelsprache ('langue') sei per definitionem 'synchronisch', und wenn man sie als etwas Veränderliches und sich Entwickelndes betrachte, so nehme man einen Gesichtspunkt an, 'qui, au fond, est incompatible avec l'idée de la langue'; eine 'Sprache, die sich entwickelt', wäre eine *contradictio in adiecto*, 'bien entendu si nous comprenons par langue un système dans le sens stricte de ce terme'. Gegenüber solchen Annahmen soll hier die heute zwar unpopuläre, jedoch unseres Erachtens² nicht unzeitgemäße These vom Primat der Geschichte vertreten werden, das heißt, die These, daß gerade in realer Hinsicht die Sprachgeschichte genauer, und in gewissem Sinne die Sprachgeschichte allein, dem Wesen der Einzelsprachen entspricht.

2. Schon auf den ersten Blick und rein intuitiv müßte man eigentlich an der Fundiertheit von Annahmen wie den angedeuteten zweifeln. Wie könnte, da eine Sprache eine historische Tradition des Sprechens, das heißt, per definitionem ein historischer Gegen-

1 Siehe auch N. Chomskys Unterscheidung zwischen 'rule-governed creativity' und 'rule-changing creativity' (CHOMSKY: 1964: 22).

2 Wir meinen, daß die methodische Trennung von Synchronie und Diachronie, wenigstens im Bereich der Sprachtheorie, schon alles erbracht hat, was sie erbringen konnte, und daß es an der Zeit ist, sich nach ihrem Verhältnis zu den sprachlichen Fakten zu fragen und sie auf die sprachliche Realität zurückzuführen.